

Würde als Gegenstand psychotherapeutischer Interventionen?!

Luise Reddemann

Jeder der geht
Belehrt uns ein wenig
Über uns selber.
Kostbarster Unterricht
An den Sterbebetten.
Alle Spiegel so klar
Wie ein See nach großem Regen,
ehe der dunstige Tag
die Bilder wieder verwischt.
Hilde Domin

Schopenhauer hat in „Über die Grundlagen der Moral“ formuliert, der Begriff der Würde gehöre „zu den hohlen Redensarten, den Hirngespinnsten und Seifenblasen der Schulen, zu Prinzipien, denen die Erfahrung bei jedem Schritt hohnspricht und von welchen ausserhalb der Hörsäle kein Mensch etwas weiss noch jemals empfunden hat.“ Wenn der Zyniker Schopenhauer Recht hätte, wäre mein Vortrag sinnlos. Immerhin beschäftigen Sie, als Psychoonkologen, sich mit diesem Begriff; im Gegensatz zur sonstigen Psychotherapie scheint es also in der Psychoonkologie ein Bewusstsein dafür zu geben, dass die Auseinandersetzung mit diesem Begriff sinnvoll ist.

Bei allem Nachdenken über Würde geht es immer auch um die Gegenseite, nämlich Entwürdigung, Demütigung und Beschämung. Einige Philosophen definieren daher Würde auch „als Recht, nicht erniedrigt zu werden“ (Schaber, Stocker). So erscheint mir der Respekt vor der Würde eines Menschen, eines anderen oder des eigenen Selbst, wie ein Gegenmittel gegen Scham in ihrem Aspekt der Entwürdigung.

Wie bei der Angst sehe ich auch bei der Scham traumatisch bedingte Anteile. Traumatische Scham entwickelt sich aufgrund von massiver mit Ohnmacht verbundener Erfahrungen der Demütigung, Beschämung und Entwürdigung. Traumatische Scham zu vermeiden, weil die Würde eines Menschen respektiert wird, erscheint mir ein erstrebenswertes Ziel, auch wenn es sich dabei um ein Ideal handelt. Das Ideal der Menschlichkeit gründet sich auf die Erfahrung der Unmenschlichkeit sagt der Philosoph Franz Josef Wetz. (Wetz, 2005, 193) Das Ideal der Würde könnte sich auf unsere Schwäche, unsere Verletzlichkeit, unsere Sterblichkeit gründen. In Ihrem Gedicht „Unterricht“, das ich oben zitiert habe, fragt Domin weiter: „Was wüssten wir je/ ohne sie?/ Ohne die sicheren Waagen/ auf die wir gelegt sind/

wenn wir verlassen werden...“ Was wüssten wir je ohne unsere Verletzlichkeit und Sterblichkeit über Würde?

Schiller hat als erster in der Geschichte des Abendlandes in seinem „Don Carlos“ den Schutz der Menschenwürde als Staatsaufgabe eingefordert. So lässt er Marquis Posa zu König Philipp sagen: „Ich höre, Sire, wie klein, wie niedrig Sie von Menschenwürde denken...“und später fordert er in seiner Rede: „Stellen Sie der Menschheit verlorenen Adel wieder her...“ Schiller scheint als einer der wenigen seiner Zeit begriffen zu haben, dass man entweder alle Menschen in das Menschenrecht der Würde einschliesst oder damit in eine Falle gerät. Zu seiner Zeit galt Würde nur für den Mann, nicht für Frauen, nicht für Kinder, nicht für Sklaven. Später allerdings bietet Marquis Posa dem König eine Rechtfertigung an: Die Menschen hätten sich *freiwillig* ihres Adels begeben und sich *freiwillig* auf diese niedere Stufe gestellt. Sie würden erschrocken vor dem Gespenst ihrer inneren Größe fliehen, sich in ihrer Armut gefallen und ihre Ketten mit feiger Weisheit ausschmücken. Begeben sich Menschen wirklich „freiwillig“ ihres Adels oder handelt es sich hier um einen Abwehr – sprich Schutzmechanismus?

In jedem Fall erscheint mir die Überlegung wichtig, dass ein Mensch sich selbst Würde zubilligt und zubilligen sollte

Wie kommt es, dass in der allgemeinen Psychotherapie so wenig Interesse am Würdethema vorhanden ist? Fühlen sich PsychotherapeutInnen so sicher, dass sie keine Würdeverletzungen begehen?

Dazu fällt mir das Märchen vom Gevatter Tod ein. Hier hat bekanntlich ein großer Arzt, den Tod zum Paten – also in alter Sprache Gevatter. Den Tod und alle Formen der Endlichkeit und Begrenztheit gut kennen und respektieren, so verstehe ich das, macht den großen Arzt aus. Sie erinnern sich vielleicht, dass der ‚Gevatter‘ dem Arzt verspricht, ihn wissen zu lassen, wann ein Kranker ihm gehört- nämlich dann, wenn er an den Füßen des Kranken steht – und wann der Arzt ihm helfen darf zu gesunden und weiterzuleben. Lange Zeit hält sich der Arzt an diese Abmachung, bis ihn schliesslich doch narzisstische Größenphantasien ereilen und er einen Kranken retten will, der dem Tod gehört. Damit erkennt er das unser Leben bestimmende Prinzip der Endlichkeit unseres Lebens nicht mehr an und damit nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Fulbert Steffensky spricht vom „Mut zur Endlichkeit“, und dass wir in einer Gesellschaft leben, in der die Weisheit schwach und die Apparate stark seien, was es uns nicht leicht macht weise zu sein. (Steffensky 2007, S. 5)

Da wir PsychotherapeutInnen mit Apparaten im Allgemeinen in unserer Arbeit wenig oder nichts zu tun haben, fühlen wir uns möglicherweise sicher.

Sind Psychotherapeuten also gegen eine Dysbalance der Maßverhältnisse von Macht und Moral gefeit? Ich möchte das bezweifeln. Wir kommen nicht umhin, dass es auch in der psychotherapeutischen Situation wie in jeder, in der es um Macht geht, Momente gibt, die zu Fehlverhalten i.S. der Missachtung des Rechtes auf Würde führen können.

Vermutlich wünschen sich alle Menschen nicht nur in ihrer Würde geachtet zu werden, sie haben auch alle damit zu tun, sie zu missachten.

Märchen, wie das vom „Gevatter Tod“ geben Antworten, die vielen etwas bedeuten können, denn sie haben stets wie Träume vielfache Bedeutungen. Ich will mich hier mit einem weiteren Märchen unter dem Aspekt der Würde beschäftigen und blende andere, sicher ebenso wichtige Aspekte des Märchens, aus. Das Märchen „Das Wasser des Lebens“ erzählt von einem kranken König, „und niemand glaubte, dass er mit dem Leben davonkäme“. Da der König ein Würdenträger per se ist, kann ihm seine Krankheit nicht die Würde nehmen. Aus der alltäglichen Praxis wissen wir, wie sehr Patienten an ihrer Würde zu zweifeln beginnen, wenn sie sich durch Krankheit und Behinderung beschädigt fühlen, denn auch ohne Philosophiekenntnisse knüpfen viele ihre Würde an Eigenschaften. Im weiteren Verlauf des Märchens geht es dann jedoch fast ausschliesslich um die drei Söhne des Königs, also seine Helfer oder in moderner Sprache, seine Therapeuten. Sie begeben sich nämlich auf die Suche nach dem „Wasser des Lebens“ also dem Heilmittel, damit befinden sich die Königssöhne vor eine ähnliche Aufgabe gestellt wie jeder Heilkundige, das bestmögliche Mittel zu finden, anzubieten und zu verabreichen. Das Mittel sei schwer zu finden, heisst es im Märchen. Dadurch, dass die Aufgabe schwer ist, erhält derjenige, der sie ausführt, besondere Macht und derjenige, der sich ihm anvertraut, macht sich ein Stück weit abhängig. So will der König zunächst auch nicht, dass der älteste Sohn sich auf die Suche nach dem Wasser begibt, „lieber will ich sterben“, sagt er. Der Sohn bittet nun so lange, bis der König einwilligt. Die Motive des Sohnes sind zweifelhaft: „Bringe ich das Wasser, so bin ich meinem Vater der Liebste und erbe das Reich.“ Man ahnt, dass er dem Vater helfen will, aber dass es ihm auch um Ruhm, Macht und Geld geht und damit steht er bereits in Gefahr, an den „Ort der Herrschaft“ zu gelangen, von dem Erdheim uns sagt, dass es dort zu einer Explosion des Narzissmus des Mächtigen kommen kann und zu immer stärker werdender Aggression gegen die Beherrschten. So verwundert es nicht, dass der Königsson einen Zwerg, der ihm begegnet, als „dummen Knirps“ abtut und sich seiner Hilfe nicht bedient. Inzwischen ist er von seiner Mission so überzeugt, dass er nicht links und nicht rechts schaut. Das führt dazu, dass der Zwerg ihn verwünschen kann, und er alsbald auf einen so engen Weg kommt, „dass er keinen

Schritt weiter konnte; es war nicht möglich, das Pferd zu wenden oder aus dem Sattel zu steigen, und er sass da wie eingesperrt.“ Übertriebenes Geltungsbedürfnis und Eigennutz führen in eine Sackgasse, sagt das Märchen. Und wie um dies zu unterstreichen, wiederholt sich dieses Motiv ein zweites Mal, denn der zweite Königssohn macht sich jetzt auf den Weg, nachdem der ältere nicht zurückkommt. Aber auch ihm geht es um sein Königreich und nicht um die Gesundheit des Vaters, und auch er missachtet den Zwerg, der ihn verwünscht, so dass auch er wiederum auf dem Weg stecken bleibt.

Erst der dritte und jüngste macht es, wie so oft in Märchen, anders. Wir hören nichts von eigennützigem Wünschen und dieser Königssohn lässt sich nun auch vom Zwerg helfen und den Weg zum Wasser des Lebens weisen. Der Zwerg sagt zum Königssohn Worte, die auf Würde verweisen: „Weil du dich betragen hast, *wie sich's geziemt*, nicht übermütig wie deine falschen Brüder, so will ich dir Auskunft geben....“ Um das Heilmittel zu finden, muss der Königssohn viel auf sich nehmen, das könnte ihn übermütig machen, aber um der Aufgabe willen, das Wasser zu bekommen, lässt er sich nicht aufhalten, sogar mit der schönen Prinzessin, der er begegnet, will er erst „in einem Jahr“ Hochzeit feiern. Auf seinem Weg hat er auch unbeabsichtigt ein Brot gefunden, das „niemals alt“ wird und ein Schwert, „mit dem er ganze Heere schlagen“ kann. So kehrt er also erst einmal mit mehr Reichtümern zurück als er ursprünglich suchte. Aber er will nicht ohne seine Brüder sein und erlöst sie aus ihren Sackgassen. Gemeinsam mit ihnen begibt er sich auf die Heimreise zum kranken Vater. Betrachtet man die drei Brüder als eine Gestalt, so könnte man sagen, dass es zu einer Durchmischung auf psychischer Ebene kommt. Es ist nicht möglich, nur würdevoll und grossmütig zu sein. Im Märchen rauben die Brüder dem Jüngsten das heilkräftige Wasser des Lebens, vertauschen die Flaschen, so dass der, dem die Ehre gebührt, dem Vater das Wasser zu geben, diesem schädliches Wasser gibt und die beiden Ältesten geben ihm das Wasser des Lebens. Das heisst, wieder mischen sich eigennützige Motive ein, und der kranke König erhält ein ihn schädigendes Wasser. Im Märchen werden die Ebenen fein auseinander gehalten und deshalb gerät der jüngste unschuldig in eine entwürdigende Situation, die Brüder machen sich über ihn lustig, verspotten ihn und werfen ihm vor, sich nicht klug verhalten zu haben; er steht als der Bösewicht da, ohne es zu sein und soll mit dem Tode bestraft werden. Im Märchen scheint es jetzt ein neues Thema zu geben, die Entwicklung des jüngsten Königssohnes. Dass dem Vater geholfen wurde, wird nur noch beiläufig erwähnt. Mit dem Tode bedroht, verzichtet der jüngste Königssohn auf die äußeren Zeichen für Würde, denn er gibt seine königlichen Kleider dem Jäger, der ihn töten sollte. Ohne es direkt auszusprechen, ist aber klar, dass der Königssohn immer „königlich“, und damit voller Würde, bleibt.

Und so treffen dann Geschenke für ihn ein von denen, denen er mit seinem Brot und seinem Schwert geholfen hat und dem Vater kommen Zweifel, ob sein Sohn schuldig war. „Und er ließ in allen Reichen verkündigen, dass sein Sohn dürfte wiederkommen...“

Die Königstochter, die er übers Jahr heiraten wollte, kann nun am Ende zeigen, wer der wahrhaft Würdige ist. Sie lässt nämlich vor ihrem Schloss eine Straße, golden und glänzend, machen. Und nur der, der auf ihr reitet, ist der rechte Freier. Die beiden Brüder betreten den goldenen Weg nicht, denn da „könnte etwas abgetreten“ werden vom Gold, das wichtiger erscheint als die Braut. Der jüngste aber ist so sehr in Gedanken mit der Braut beschäftigt, dass sein Pferd mitten über den goldenen Weg reitet, und er es nicht einmal bemerkt. Und so kann Hochzeit gefeiert werden und der jüngste ist Herr des Königreichs.

Ich verstehe dieses Märchen als eines, das sich in vielen Facetten mit dem Thema Würde auseinandersetzt und noch genauer mit der Würde von Menschen, die anderen helfen wollen. Das Wasser des Lebens kann auf Dauer und für alle nur heilsam sein, wenn es würdevoll verabreicht wird, das heisst, wenn sowohl derjenige, der es bekommt, wie derjenige, der es gibt, ganz in seiner Würde bleiben kann. Treten Störungen auf, so gerät man in lebensbedrohliche Situationen. In diesem Fall ist es der Heiler selbst, der seine Würde verliert und erst durch den Weg zur Braut, also durch die Verbindung von männlichen und weiblichen Anteilen zum Herrn des Königreichs werden kann.

Herrschaftsstrukturen, die nicht bewusst gemacht werden, können zu einer „Explosion des Narzissmus“ führen und zu daraus resultierender Aggression auf der einen Seite, zu Schuldgefühlen und Selbstwertproblemen auf der anderen Seite, so beschreibt es Mario Erdheim. Eine Gesundung aller ist so nicht möglich. Erst wenn der Ohnmächtige seine Stärke erkennt und die allzu Mächtigen über ihre Gier stolpern, kann die tödliche Dynamik durchbrochen werden. Das sog. weibliche Prinzip muss sich mit dem sog. männlichen Prinzip verbinden, damit die Würde aller gewahrt bleibt.

Als PsychotherapeutInnen wissen wir, dass Macht- und Geldgier aus abgewehrtem Ohnmachtserleben entstehen kann. Wenn also Helfende sich vor Ohnmachtserleben fürchten und dies nicht wahrhaben können, kann es eine vermeintliche Lösung geben, sich mächtig und machend aufzublähen. Dies könnte nach meinem Verständnis Fehlentwicklungen erklären, die in Berichten von PatientInnen hinsichtlich Machtmissbrauch in Therapien zum Ausdruck kommen.

Gerade PatientInnen, die uns von Ohnmachtssituationen berichten, lösen in uns i.S. der Gegenübertragung Ohnmachtserfahrungen aus. Wenn wir uns dann nicht sicher fühlen, in

dem, was wir tun sollten und könnten, und dazu gehört für mich auch eine Sicherheit des Würdeempfindens aus einer Akzeptanz unserer aller Endlichkeit heraus, kann es zu Fehlentwicklungen kommen.

Ich sehe drei Bereiche, in denen wir in der psychotherapeutischen Arbeit auf die Würdethematik achten sollten:

1. Geht es um Respekt vor der Autonomie des anderen
2. Gilt es die Würde der Verletzlichkeit und des Scheiterns aller anzuerkennen.
3. Gibt es eine Würde der Intimität und damit im Bereich der Psychotherapie ein Recht auf ein „nein“ des Mitteilens, in anderen Bereichen der Heilkunde auch die Notwendigkeit konkret auf körperliche Intimitätsverletzungen zu achten.

Alle drei Bereiche hängen eng zusammen.

Die Würde autonomen Handelns sollte nach meiner Kenntnis in der Psychotherapie noch mehr beachtet werden. Nicht immer ist es üblich, PatientInnen an den eigenen Überlegungen teilhaben zu lassen, sie gründlich aufzuklären und sich mit ihnen auf einen Prozess einzulassen, der in der Allgemeinmedizin unter dem Begriff des „shared decision making“ oder „partizipativer Entscheidungsfindung“ abgehandelt und untersucht wird. Das kann z.B. bedeuten, dass wir PatientInnen darüber aufklären sollten, wie wir ihre Störung verstehen und einordnen und wie wir meinen, dass sie behandelt werden sollte. Grundsätzlich hätten PatientInnen dann immer den Anspruch, dass wir sie über alternative Behandlungsmöglichkeiten zu informieren hätten, das heißt, ihnen nur eine Behandlungsmöglichkeit, nämlich die, die wir erlernt haben, vorzuschlagen, wäre nicht ausreichend. Wir müssten wenigstens grob auch über andere Behandlungsmöglichkeiten Bescheid wissen und sie mehr respektieren, wenn sie von PatientInnen gewünscht werden. Das sollte auch bedeuten, dass wir bei jedem neuen Schritt, den das alltagsweltliche Vorstellungsvermögen nicht abdeckt, erklären, warum wir zu tun beabsichtigen, was wir tun. Wie jede und jeder weiß, ist das u.a. Angst mindernd. Erst wenn die Patientin zustimmt, man nennt das ja auch „informed consent“ wäre der nächste Schritt zu tun. Damit müssten wir einige uns lieb gewordene und theoretisch für stimmig gehaltene Vorgehensweisen in Frage stellen. Es wäre dann z.B. nicht richtig, PatientInnen abzuverlangen, dass sie uns ausführlich über belastende Dinge erzählen, wenn sie das nicht wollen. Und unter Würdeaspekten wäre es dann auch fragwürdig, dies als „Widerstand“ zu deuten. Der Respekt vor der Autonomie des Patienten würde es nahe legen, bei dem Material zu bleiben, das der Patient uns zur Verfügung stellen will und kann. Es wäre dann auch fragwürdig, bestimmte als evidence-

based geadelte Verfahren anzuwenden, wenn sie PatientInnen etwas abverlangten, das diese nicht einzubringen gewillt sind oder wovor sie – noch – zu viel Angst hätten.

Dies führt geradewegs zur Verletzlichkeit und zum Recht auf Scheitern. Dazu komme ich zur Philosophie von Emanuel Lévinas. Nach meinem Wissensstand beschäftigt er sich besonders ausführlich mit der Herausforderung, vor die uns die Verletzlichkeit des anderen Menschen stellt. Geradezu archaisch spricht er davon, dass „das Antlitz“ des anderen uns unmissverständlich auffordere, du sollst mich nicht töten. Töten ist zu verstehen in einem weiten Sinn als, du sollst weder meinem Körper noch meiner Seele Schaden zufügen. Im Märchen wird gezeigt, wie sehr die Absicht des Helfenwollens und eher eigennützige Motive durchmischt sein können. Wir möchten etwas erreichen und wir möchten wissenschaftlich handeln. Aus dem immer stärker werdenden Bedürfnis nach Wissenschaftlichkeit können sich Entwicklungen ergeben, die mit der Menschenwürde nur noch schwer vereinbar sind. Denn aus Wissenschaftlichkeit kann sich rasch Besserwisserei entwickeln. Es kann ein Gefälle entstehen, das der von Erdheim geschilderten Dynamik sehr ähnlich ist, da Wissen auch Macht ist und damit zum Machtmissbrauch verführen kann.

Die Mechanismen, die dann entstehen, sind zwar weit subtiler als in den von mir genannten Beispielen, aber auch in der Psychotherapie sind wir ständig davon bedroht, dass unser Narzissmus „explodiert“, dass wir zu schnell sind, weil wir mehr zu wissen glauben als unsere PatientInnen. Kommen wir mit unserem Wissen nicht an, könnte uns das aggressiv machen, und wir könnten es den PatientInnen anlasten, statt uns zu fragen, ob wir mit dem, was wir vorhaben, nicht mehr beim Patienten und dessen Möglichkeiten sind. Die feste Überzeugung, dass ein Konzept, das sich bewährt hat, auch beim nächsten Fall wieder anzuwenden sei, kann dazu führen, dass wir verletzend werden.

Lévinas fordert Güte und Barmherzigkeit, beides Begriffe, die uns in der Psychotherapie recht fremd sind. Lévinas geht so weit zu fordern, dass wir ganz von uns abzusehen hätten, damit meint er, dass wir von jedem Eigennutz abzusehen hätten, etwas, was in unserer Sprache mit Abstinenz gemeint sein könnte. Der Abstinenzbegriff wäre aber aus meiner Sicht erneut zu überdenken, wenn wir immer die gleiche Art von Abstinenz übten, könnte das auch bedeuten, dass wir mehr aus Eigennutz, nämlich in diesem Fall aus Angst und Abhängigkeit vor Schulmeinungen handeln, also in der Sprache des Märchens allzu schnell das „Königreich“ erreichen wollen, und damit uns gerade nicht enthalten, unsere eigenen Bedürfnisse zu befriedigen.

Ich habe schon vom Recht auf Scheitern gesprochen. Dazu sagte der schwer kranke Hans Dieter Hüsch: „Zur menschlichen Würde gehört das Unvollendete. Ich bitte die Menschen,

sich dies zu erhalten.“ Viktor Frankl zitiert eine seiner PatientInnen: „Denn wer da meint, ein Menschenleben müsse ein Schreiten von Erfolg zu Erfolg sein, der gleicht wohl einem Torenschütze, der kopfschüttelnd an einer Baustelle steht und sich wundert, dass da in die Tiefe gegraben wird, da doch ein Dom entstehen soll. Gott baut sich einen Tempel aus jeder Menschenseele“. Das Ziel des Menschen ist nicht seine Verwendbarkeit (Fulbert Steffensky). Hier gibt es eine Würde der Bedürftigkeit, die uns allen nicht leicht fällt.

In der Psychoonkologie sind Sie mit diesen Fragen mehr beschäftigt als alle anderen PsychotherapeutInnen, weshalb ich meine, die allgemeine Psychotherapie könnte von Ihren Erfahrungen lernen.

Das Recht auf Intimität hatte ich als drittes genannt im Kontext des Rechtes auf Würde. Das beziehe ich vor allem auf stationäre Settings, in denen dieses Recht häufig überhaupt nicht anerkannt wird, aber auch in Bezug auf etwas, das ich therapeutische Neugier nennen möchte und den Glauben, man könne nur helfen, wenn man über intime Dinge, dazu rechne ich nicht nur sexuelle, möglichst „alles“ wisse. Den immer „gläserner“ werdenden Patienten rechne ich ebenfalls zu diesem Problemkreis. Ich meine, wir sollten nicht nachlassen, uns gegen dieses immer gläserner Werden zu wehren. Gesellschaftliche Bedingungen können einen abstupfen lassen. Wenn ich meine gesamte berufliche Tätigkeit betrachte, so meine ich, dass wir heute Dinge selbstverständlich hinnehmen gegen die wir vor Jahren oder Jahrzehnten Sturm gelaufen sind. Wir sollten untersuchen, inwieweit es sich hier um sinnvolle Anpassungsprozesse handelt oder ob wir nicht doch die Würde unserer PatientInnen subtil zu verletzen bereit sind, weil wir aufgehört haben, darüber nachzudenken, ob das Recht auf Menschenwürde hier noch relevant sei.

Aus meiner Sicht ist es immer relevant. Mag es auch schwer sein, und im Schopenhauerschen Sinn auch selten genug gelingen, wir sollten uns u.a. auch deshalb, weil immer mehr seelisch schwer verletzte Menschen zu uns kommen, nicht davon abhalten lassen, das Recht auf Würde zu verteidigen sowohl in unserem alltäglichen psychotherapeutischen Handeln wie als Mitglieder der Gesellschaft.

Es mag bisweilen hilfreich sein, gerade weil es nicht immer einfach ist, die Würde bei sich selbst und bei anderen zu achten, sich an die Güte, die Lévinas fordert, zu erinnern oder an die Schule der Empfindsamkeit des Philosophen Rorty, die unseren Vorstellungen von Empathie sehr nahe kommt, um Würde als ein Menschenrecht im Bewusstsein halten zu können.

Moderne Philosophen wie Rorty lehnen es ab, Wissen „über die Natur des Menschen“ zur Grundlage von moralphilosophischen Überlegungen zu machen, und er bezweifelt die „kausale Wirksamkeit“ moralischen Wissens.

Rorty hebt hervor, dass „das Auftauchen der Menschenrechtskultur“, zu der auch das Recht auf Würde gehöre, „einem Zuwachs an moralischem Wissen...gar nichts, sondern alles dem Hören trauriger und rührseliger Geschichten verdankt“. Daher empfiehlt er eine „Schule der Empfindsamkeit“. Diese Art von Bildung solle dafür sorgen, dass Menschen unterschiedlicher Art einander gut genug kennen lernen, um nicht mehr so leicht in Versuchung zu geraten, diejenigen, die sich von ihnen selbst unterscheiden, für bloße Quasimenschen zu halten, und daraus dann das Recht abzuleiten, sie wie Untermenschen zu behandeln. (Rorty S.244 ff)

Wir würden sagen, Bindungsfähigkeit, die auf emotionaler Resonanz gründet, also Empathiefähigkeit, könnte für das Recht auf Würde zentral sein und ganz ähnlich argumentiert Rorty als Philosoph, denn nach seiner Meinung hat Harriet Beecher-Stowe mit ihrem Buch „Onkel Toms Hütte“ mehr für die Menschenrechte erreicht als moralphilosophische Überlegungen von Platon bis Kant.

Ähnlich argumentiert auch Baumann, wenn er von einer altruistischen Fähigkeit spricht, stellvertretend für andere deren Entwürdigung zu fühlen und damit Handlungen als menschenunwürdig zu verurteilen. Baumann geht davon aus, dass es ein allgemeines Bedürfnis nach fundamentalem zwischenmenschlichem Respekt gebe und ein Bedürfnis, nicht respektlos oder gar erniedrigend behandelt zu werden. Wenn unser Ausgangspunkt ist, dass alle Menschen ein Recht darauf haben, ihre basalen Bedürfnisse zu befriedigen, dann folgt daraus das Recht auf wechselseitigen Respekt. (Baumann op.cit.)

Die moderne Philosophie sieht die Verletzlichkeit des Menschen als Grund für das Recht auf Würde an. Einige moderne Philosophen machen die Überbetonung des Verstandes zu Ungunsten emotionaler Werte und der Einfühlung und damit weiblicher Werte für die Unfähigkeit, das Recht auf Würde zu achten, verantwortlich.

Zum Schluss möchte ich noch einen weiteren Aspekt des Themas aufgreifen: Paul Parin folgend möchte ich empfehlen, dass PsychotherapeutInnen auch erkennen sollten, welche Einflüsse die Makrosozietät eines Volkes, einer Klasse, einer sozialen Schicht auf seine PatientInnen und sie selbst ausgeübt hat und noch ausübt. (Parin 1975, 101)

Dort, wo wir tätig sind, nämlich im Bereich des Gesundheitswesens können wir die Folgen eines ausschliesslich an wirtschaftlichen Gegebenheiten orientierten Denkens tagtäglich erleben und mehr und mehr erleiden. Durch am Profitdenken orientierte Umstrukturierungen

werden PatientInnen und MitarbeiterInnen in eine Lage gebracht, die von zunehmenden Ohnmachtsgefühlen und Empfindungen von Entwertung und Entwürdigung gekennzeichnet sind.

Hartz IV stehe für eine „Viktimisierung der Opfer von Erwerbslosigkeit mit Zuckerbrot und Peitsche“ führen Duchrow et al (S.97) aus, aber auch für den Verlust der Menschenwürde und den Verlust eines Lebens in Würde. Die von Hartz IV geleitete Politik ziele ausdrücklich auf die Seele der Bedürftigen, der Ausgeschlossenen, und auf ihre Würde und unterwerfe sie einer staatlichen Viktimisierungstraumatisierung, einer staatlich verordneten „blaming the victim“ größten Ausmaßes. (op.cit 98)

Auch diesen Lebenszusammenhängen können wir uns in unserer Arbeit als PsychotherapeutInnen nicht entziehen, weil immer mehr unserer PatientInnen nicht nur ihr persönliches Leid und das Ringen um ihre persönliche Würde mitbringen, sondern auch die Fragen nach ihrer Würde im Kontext einer bis jetzt stetig immer weniger an sozialen Fragen interessierten Gesellschaft, einer Gesellschaft, in der es ein von einigen angemessenes Recht auf Entwürdigung zu geben scheint.

Ein Resultat der Explosion des Narzissmus ist die Dehumanisierung des anderen und dessen Instrumentalisierung, so dass die Identifizierung mit ihm aufgegeben werden kann. Nach Rainer Krause (2001) wird dann i.S. von gut-schlecht und mächtig-ohnmächtig polarisiert und im Weiteren können dann Ausschlusskriterien gebildet werden, die eine Entwürdigung und sogar Tötung des anderen rechtfertigen. Wenn der andere Mensch in der Vorstellung gar kein Mensch wie ich mehr ist, kann ihm Beliebiges angetan werden, ohne dass Moralvorstellungen darunter zu leiden hätten. Wir erregen uns leicht über diese Haltung in totalitären Systemen und übersehen dabei, dass solche Haltungen offen, aber auch subtil in vielen zwischenmenschlichen Kontexten nach wie vor gelten und einen würdevollen Umgang miteinander untergraben.

Als PsychotherapeutInnen kommen wir nicht umhin, diese Zusammenhänge immer wieder neu zu reflektieren und zu erkennen, damit wir Würde, unsere eigene und die unserer PatientInnen achten können.

Wir PsychotherapeutInnen können uns nicht zurückzulehnen und behaupten, in der Psychotherapie gebe es so gut wie keine Würdeverletzungen. Wie AertInnen arbeiten wir zwar zum Glück in einem Bereich, in dem es um Fragen der Humanität geht, aber unbeeinflusst von gesellschaftlichen Missständen sind wir nicht, weder im Außen noch im eigenen Innern. Und vor narzisstischer Selbstüberschätzung sind wir genauso wenig gefeit wie alle anderen Berufe, in denen mit Menschen gearbeitet wird. Dazu trägt auch eine

patriarchal-paternalistische Tradition unseres Faches bei, die bei weitem nicht als überwunden betrachtet werden kann.

Abschliessend möchte ich auf die im Titel gestellte Frage kommen. Würde kann Gegenstand psychotherapeutischer Interventionen sein, wenn es darum geht, PatientInnen ihre Würde bewusst zu machen, bzw. ihnen deutlich zu machen helfen, dass sie nicht genug um ihre Würde ringen. Mehr noch aber sollte aus meiner Sicht Würde in unserem therapeutischen Bewusstsein einen Platz finden i. S. einer Haltung. Einer Haltung, mit der wir unser Tun fortwährend hinterfragen und ihm einen Rahmen verleihen.

Literatur: (zitiert und empfohlen)

Baumann, P. (2002) Menschenwürde und das Bedürfnis nach Respekt. In Stoecker, R. (Hrsg) Menschenwürde, Annäherung an einen Begriff. Wien, öbv u. hpt Verlagsgesellsch.

Della Mirandola, P. (1997) De hominis dignitate. Reclams Universal Bibliothek

Dubiel, H. (2006) Tief im Hirn. München, Kunstmann

Duchrow, U., Bianchi, R., Krüger, R., Petracca, V. (2006) Solidarisch Mensch werden. Psychische und soziale Destruktion im Neoliberalismus- Wege zu ihrer Überwindung. Hamburg, VSA-Verlag

Erdheim, M. (1984) Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozess. Frankf./Main, Suhrkamp

Levinas, E. (2005) Humanismus des anderen Menschen. Hamburg, Meiner

Lown, B. (2005) Die verlorene Kunst des Heilens. Stuttgart, Schattauer

Negt, O. (2005) An Heinrich von Pierer. Von der Wirtschaft gegen den Menschen, in C. Amery (Hrsg.) Briefe an den Reichtum, München, Luchterhand

Rorty, R. (2000) Wahrheit und Fortschritt. Frankfurt(Main) Suhrkamp Taschenbuch

Schaber, P. (2002) Menschenwürde als Recht, nicht erniedrigt zu werden. in Stoecker, R

Steffensky, F. (2006) Das Alter: Man kann sich nicht mehr durch sich selbst rechtfertigen. In: sozial, Magazin für Politik, Kirche und Gesellschaft in Baden-Württemberg, Ausgabe 3/2006, S. 20

Steffensky, F. (2007) Mut zur Endlichkeit. Sterben in einer Gesellschaft der Sieger Radius, Stuttgart

Stoecker, R. (2002) Menschenwürde und das Paradox der Entwürdigung in ders.
Menschenwürde. Annäherung an einen Begriff

Udris, I. (2005): Die Kosten der Erwerbslosigkeit – gesundheitlich, psychisch, sozial,
gesellschaftlich. ZPPM 3.Jg heft 4, 13-29

Wetz, F.-J.(2005) Illusion Menschenwürde. Aufstieg und Fall eines Grundwerts. Stuttgart,
Klett-Cotta

Vortrag gehalten am 7.12.07, Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf, 6. wissenschaftliche
Tagung der PSO Psychoonkologie und Palliativmedizin